

---

# Theorie und Praxis im Pragmatismus und in der Praxistheorie

Jörg Volbers

„Nicht Empirie und doch Realismus  
in der Philosophie, das ist das schwerste.“  
(Wittgenstein)

---

## 1 Einleitung

Wenn heute von der „Praxistheorie“ oder, allgemeiner, von „praxisorientierten Ansätzen“ die Rede ist, dann wird damit meistens ein (recht heterogener) Kanon angesprochen, zu dem Autoren wie Bourdieu, Giddens, Foucault oder Wittgenstein gehören. Der amerikanische Pragmatismus ist selten in diesem Kanon eingeschlossen. Im einflussreichen Sammelband zum „Practice Turn“ (Schatzki et al. 2001) taucht mit Thévenot gerade ein einziger pragmatistisch geprägter Autor auf – was nichts daran ändert, dass in der Einleitung zum selben Band der Pragmatismus in der Aufzählung der relevanten Beiträge zur „praktischen Wende“ unerwähnt bleibt. Und so finden sich in gängigen Sammeldarstellungen zur „Praxistheorie“ oder „Praxeologie“ meistens nur indirekte oder marginale Referenzen zum Pragmatismus.

Ein Grund für diese Auslassung ist sicherlich, dass die Klassiker des Pragmatismus – Peirce, Dewey und James – seit den 1980er Jahren vor allem durch die Brille der sog. Neopragmatisten gelesen worden sind.<sup>1</sup> Die Neopragmatisten verteidigen das pragmatistische Denken in einer primär *sprachphilosophischen* Variante, was sie für die praxistheoretischen Denker, die das implizite, nicht-propositionale

---

1 Auch Hans Joas (1992) zählt, zu Recht, als „Neopragmatist“; doch er teilt nicht die sprachphilosophische Grundausrichtung der amerikanischen Neopragmatisten.

Wissen aufwerten, wenig attraktiv macht.<sup>2</sup> In seiner *klassischen* Ausprägung ist der Pragmatismus jedoch vor dem *linguistic turn* entstanden und stellt daher Themen in den Mittelpunkt, die ihn als Gesprächspartner der gegenwärtigen Praxistheorie nahelegt. Wenn Schatzki (Schatzki et al. 2001, 11) schreibt, die Praxistheoretiker wendeten sich gegen „Intellectualismus“ und „Repräsentationalismus“ und den methodologischen „Individualismus“, dann könnten sie auch auf die Pragmatisten zählen. Wo Robert Schmidt (2012, 24) affirmativ einen Satz von Goffman zitiert, dass es „nicht um Menschen und ihre Situationen, sondern um Situationen und ihre Menschen“ geht, könnte auch auf Dewey verwiesen werden, der den Begriff der „Situation“ in den Mittelpunkt seiner *Logik* (2008) stellt.<sup>3</sup> Nicht zuletzt ist es gerade der Pragmatismus, der sich traditionell die Aufgabe auf seine Fahnen geschrieben hat, problematische Dualismen und Dichotomien kritisch zu reflektieren und aufzulösen – eine Operation, die nach übereinstimmenden Darstellungen (Reckwitz 2003; Schatzki et al. 2001) immer wieder auch als Hauptimpuls der Praxistheoretiker genannt wird.

In den Jahren, die seit dem Erscheinen des Sammelbands zum „Practice Turn“ verstrichen sind, ist diese Nähe des Pragmatismus zu den Praxistheorien wieder verstärkt wahrgenommen worden (Bogusz 2013; Reckwitz 2006a Nachwort; Schäfer 2012). Ich möchte hier jedoch im Folgenden nicht so sehr die Gemeinsamkeiten betonen als, vor dem Hintergrund solcher geteilten Motive, die Unterschiede. Denn der Pragmatismus weist in einem Punkt eine ganz entscheidenden Differenz zu dem auf, was gegenwärtig als „Praxistheorie“ auftritt. Während die Praxistheorie sich auf den Grundbegriff der *Praxis* konzentriert, steht beim klassischen Pragmatismus viel stärker der Begriff der *Erfahrung* im Vordergrund. Der Pragmatismus ist mehr eine Philosophie der Erfahrung denn eine Philosophie der Praxis. William James nannte seinen Pragmatismus einen „radical empiricism“; Dewey nahm für sich in Anspruch, eine „denotative“ empirische Methode in der Philosophie zu verwenden. Pierce, der wohl am stärksten semiotisch orientierte Pragmatist, hob in seiner Philosophie gleichwohl immer wieder die ästhetisch-sinnliche Dimension der Erfahrung hervor, die er sogar in den Rang einer unhintergehbaren Kategorie erhob (Bernstein 2010; Halawa 2013).

---

2 Die einseitig sprachphilosophische Rezeption der Klassiker durch die Neopragmatisten arbeitet David Hildebrand (2003) heraus.

3 Der Begriff der Situation kommt neben dem Pragmatismus vor allem noch in der Hermeneutik Gadamers und Jaspers Existenzphilosophie zur Geltung. Vgl. dazu den Beitrag von Reinhard Schulz im vorliegenden Band. Die Situation spielt des Weiteren auch in der „Neuen Phänomenologie“ von Hermann Schmitz eine wichtige Rolle (vgl. Schmitz 2010, 47).

Nun kann die Frage, ob eher „Praxis“ oder „Erfahrung“ im Mittelpunkt stehen sollte, als marginal betrachtet werden. Und tatsächlich zeigen die erwähnten thematischen und inhaltlichen Überschneidungen, dass es hier oft nur um terminologische Nuancen gehen kann. Doch ich möchte im Folgenden argumentieren, dass die pragmatistische Grundausrichtung am Begriff der Erfahrung auch eine *systematische* Pointe hat, die von weitreichender Bedeutung ist. Diese Pointe wird, wie ich zeigen will, im Kontrast zu gegenwärtigen Diskussionen der Praxistheorie gut sichtbar. Nachdem sich die Praxistheorie v. a. in der Soziologie soweit etabliert hat, dass ihr eigene Handbuchartikel gewidmet werden (Hillebrandt 2009), wird nun verstärkt die sie bereits von Anfang an begleitende Frage gestellt, was denn genau eigentlich der Status der Praxistheorie *als Theorie* ist (Bongaerts 2007; Schmidt 2012). Es geht also, mit anderen Worten, um das Problem der reflexiven Selbstverortung der Theorie der Praxis.

An dieser Frage zeigt sich der Kontrast zum Pragmatismus in aller Deutlichkeit. Er äußert sich in einer konträren Haltung zu der Frage, wie mit dem Begriffspaar „Theorie und Praxis“ umgegangen werden soll. Die Pragmatisten plädieren für seine Auflösung: Ein zentrales Anliegen dieser Tradition ist, eine Trennung von Theorie und Praxis nicht hinzunehmen. Diese Unterscheidung gilt als eines der zentralen Übel der Philosophiegeschichte, als der Inbegriff eines dualistischen Denkens, das die Wirklichkeit von ihrem rationalen Ergreifen trennt. Gerade diese Unterscheidung ebnet somit, wie Dewey argumentiert, einem elitären Selbstverständnis der Philosophie den Weg, und einer entsprechend klassengeprägten Ausrichtung philosophischer Reflexion (Dewey 1981, 49).

Ein kritisches Verhältnis gegenüber der eingefahrenen Bestimmung von Theorie und Praxis prägt auch die Praxistheorie. Doch bei aller Kritik halten aktuelle Vertreter der Praxistheorie an den *Gegensatz* von Theorie und Praxis fest, insofern sie auf eine unterschiedliche „Logik“ dieser Bereiche insistieren. So bezeichnet Hillebrandt in dem bereits erwähnten Übersichtsartikel die Praxistheorie als eine „Theorie“, die – in Anschluss an Bourdieu – „die Differenz zwischen der Logik der Praxis und der Logik der Theorie handhabbar macht.“ (2009, 372) Der Begriff der Praxis steht so für einen „Gegenstand“ (2009, 372) der Soziologie, und die Aufgabe der Soziologie als Theorie ist es, das „Prinzip“ (2009, 375) dieses Gegenstandes Praxis zu bestimmen. Die Praxistheorie hebt sich demnach von konkurrierenden Ansätzen dadurch ab, dass sie dieses Prinzip weder im Subjekt, noch in den „materiellen und symbolischen Zielen des Handelns“ (2009, 375) verortet, sondern im durch Habitualisierung „gesellschaftlich geformten Körper“ (2009, 383).

Hillebrandts Einordnung der Theorie der Praxistheorie folgt einem klassischen und höchst problematischen Verständnis von Theorie und Praxis. In diesen und ähnlichen Positionsbestimmungen spricht sich ein *fundamentalistisches* Selbst-

verständnis der Praxistheorie aus, das ich hier aus pragmatistischer Perspektive einer Kritik unterziehen möchte. Mit dem Ausdruck „Fundamentalismus“ (engl. „foundationalism“) wird hier nicht dogmatischer Starrsinn diagnostiziert. Der Ausdruck wird in der analytischen Erkenntnistheorie (Grundmann 2008) gebraucht, um eine traditionelle, aber eben auch umstrittene Sicht auf die richtige Form der Rechtfertigung zu beschreiben: Ein „Fundamentalismus“ behauptet, dass alle logisch-diskursiven Begründungsketten zurückzuführen sind auf selbstverständliche, selbst nicht mehr durch weitere Begründungsketten gebundene Urteile. Dies können Meinungen, Entitäten oder Wahrnehmungen sein. Auf die Praxistheorie übertragen, ist die Behauptung somit, dass der Begriff der Praxis fälschlicherweise als eine epistemisch fundamentale Kategorie verstanden wird. Sie gilt als ein stabiler, eigensinniger Grund, der durch die Beobachtung der Theorie möglichst transparent erschlossen werden soll.

Das Problem eines solchen fundamentalistischen Bildes ist die Überlagerung zweier grundsätzlich verschiedener Unterscheidungen. Die Begriffe von Theorie und Praxis markieren aus praxistheoretischer Perspektive zunächst ja nichts anderes als eine Relation *zweier* Praktiken, nämlich das Verhältnis zwischen der Praxis der Wissenschaftlerin und der Praxis, über die sie forscht (Bongaerts 2007). Diese Unterscheidung ist essentiell, und eine Reflexion auf sie gerade für eine sozialwissenschaftlich orientierte Theoriebildung unerlässlich. Doch sie darf nicht als eine *epistemologische* Differenz von Theorie und Empirie missverstanden werden. In einer solchen Auffassung wird „Praxis“ zu einem empirischen Gegenstand, dessen Prinzipien und Gesetze durch die „Theorie“ erschlossen werden. Hier entfernt sich die Theorie von der Praxis, die sie doch auch ist. Die „Praxis“ gibt objektiv vor, was die „Theorie“ zu machen hat; die Theorie hat kein eigenes Gewicht und tritt bestenfalls als „Konstruktion“ oder als „Verzerrung“ in den Blick. Diese Wahrnehmung wird noch dadurch gefördert, dass „die Praxis“ zugleich klassisch empiristisch den Platz des Konkreten einnimmt, während Verallgemeinerungen und Abstraktionen auf die Seite der Theorie geschoben werden.

Unter diesen Bedingungen wird es schwierig, die Theorie anders denn als ein störendes Hindernis zu empfinden, als ein Problem, das im direkten Zugriff zur Wirklichkeit möglichst ausgeschaltet werden sollte: „praxistheoretisch ausgerichtete Soziologien [folgen] stets dem Prinzip, dass sich die Logik der Praxis nur dann hinreichend analysieren lässt, wenn sie nicht aus einer theoretischen Logik abgeleitet wird.“ (Hillebrandt 2009, 391) Praxis und Theorie, so interpretiere ich die Rede von zwei unterschiedlichen „Logiken“, funktionieren nach anderen Prinzipien; und das Ziel der Theorie ist, ihre Logik nicht auf die der Praxis zu projizieren. An solchen Bemerkungen wird ein gewisses Unbehagen darüber sichtbar, dass die eigene Reflexionsform doch notgedrungen theoretischer Natur ist.

Der Pragmatismus vertritt, wie im Folgenden gezeigt wird, hier eine gegensätzliche Position. Wenn, wie es in Hegels Sprache heißt, alles scheinbar „unmittelbar“ Gegebene sich als vermittelt erweist, dann ist auch die Theorie ein konstitutiver und keineswegs nachrangiger Teil der Praxis. Auf den Fundamentalismus zu verzichten, heißt somit, die Theorie selbst als Moment der Praxis zu beschreiben. Der Pragmatismus gliedert die Theorie – und mit ihr den Geist, die Abstraktion, das Allgemeine – in die Praxis *ein*, als ihren unverzichtbaren Bestandteil. Die Theorie ist kein externes Datum (als eine Praxis besonderer Art), sondern integraler Teil dessen, was es als Mensch heißt, sich handelnd zu orientieren. Dies heißt keineswegs, dass wir immer intelligent, bewusst und gar noch souverän handeln. Und es heißt auch nicht, die materielle und körperliche Bedingtheit der intellektuellen Produkte des Geistes zu ignorieren. Aber der Pragmatismus geht davon aus, dass theoretisches Operieren – also das, was verallgemeinerbar ist als „Denken“ – selbst eine *Wirkmacht* der Praxis ist.

Um diese Zusammenhänge zu erläutern, werde ich im Folgenden zuerst (Abschnitt 2) so etwas wie eine gemeinsame Wurzel des Pragmatismus und der Praxistheorie identifizieren: Den „Anti-Intellektualismus“. Als „Intellektualismus“ bezeichnen sowohl Pragmatisten als auch bekannte Autoren, die der Praxistheorie zugerechnet werden, eine asymmetrische Sicht auf das Verhältnis von Geist und Wirklichkeit. Kritisiert wird, dass intellektualistische Positionen die Produkte des Geistes – sprachliche Bedeutungen, Regeln und Werte – absolut setzen, und entsprechend die körperliche und praktische Bedingtheit auch des Geistes außer acht lassen. Vor dem Hintergrund dieser gemeinsamen kritischen Haltung gehen Praxistheorie und Pragmatismus jedoch andere Wege, wie ich zeigen werde. Die Praxistheorien (Abschnitt 3) sehen die Praxis als den positiven Gegenstand ihrer methodischen Reflexion an, mithin als das, was die Theorie zu entdecken und angemessen zu bestimmen hat. Durch diesen *Empirismus* reproduzieren sie den Dualismus von Theorie und Praxis, was sich vor allem dadurch ausdrückt, dass die Theorie als ein rein passives Instrumentarium begriffen wird, das die gegebene Praxis nur aufzunehmen hat. Die Praxistheorie verfehlt so ihr eigenes Desiderat – die Kritik am Intellektualismus in Form der Verteidigung eines Primats der Praxis. Mit der Hilfe von Deweys Pragmatismus (Abschnitt 4) zeige ich dagegen, wie eine angemessenere Konzeption die Theorie selbst als einen *Teil* der Praxis versteht. Eine solche alternative Konzeption wird möglich durch eine Neubestimmung des Grundbegriffs der Erfahrung. Dewey entwirft einen alternativen, *nicht-empiristischen* Begriff der Erfahrung, der sich vor allem dadurch auszeichnet, dass die Erfahrung

hier eine reflexive Struktur aufweist.<sup>4</sup> Die Praxis ist demnach kein *Gegenstand* der wirklichkeitserschließenden Theorie, sondern vielmehr ihr *Prinzip*.

---

## 2 Die Geburt der Praxis aus dem Geist des Anti-Intellektualismus

In diesem Text geht es um einen kritischen Kontrast des Praxisverständnisses (und damit des Theorieverständnisses) von Pragmatismus und Praxistheorie. Nun wird der Titel der „Praxistheorie“ kontrovers diskutiert und ist notorisch vage (vager noch als die Sammelbezeichnung „Pragmatismus“). Daher soll am Anfang dieser Diskussion eine Positionsbestimmung beider Traditionen stehen, ein Aufweis einer gemeinsamen systematischen Grundidee. Ich werde im Folgenden erläutern, wie sich der Begriff der „Praxistheorie“ und der mit ihm angesprochene theoretische Impuls angemessen fassen lässt – nämlich als eine Hinwendung zur Praxis, die sich primär *negativ* versteht, und zwar als Kritik des Intellektualismus. Ein solcher Anti-Intellektualismus ist zugleich, wie ich argumentieren werde, ein treibendes Motiv des Pragmatismus. Mit dieser Gemeinsamkeit ist der systematische Punkt benannt, an dem sich die produktive Kritik des Intellektualismus sich von seinen fundamentalistischen Varianten trennt: Die Frage ist, *wie* diese Kritik des Intellektualismus jeweils ausbuchstabiert wird, und welche Konsequenzen aus ihr gezogen werden.

Der Begriff des Intellektualismus findet sich immer wieder bei Autoren, die zum Kanon der Praxistheorie gezählt werden (Bourdieu 2004, 165; Reckwitz 2003, 291; Rouse 2006, 511). Wenn sich Praxistheoretiker in einem einig sind, dann in ihrer kritischen Haltung gegenüber „dem Mentalen“ und dem „Intellektualismus“. Das Etikett „Praxistheorie“ bezeichnet so gesehen weniger ein theoretisch stringentes Paradigma als eine Grundausrichtung, deren Konturen in der Überlagerung der summarischen Darstellungen von Reckwitz (2003), Rouse (2006) und Schatzki (2001) sichtbar werden.

Diese Texte setzen an bei dem Desiderat einer neuen<sup>5</sup> Erklärung sozial vermittelten Verstehens. In praxistheoretischer Perspektive lassen sich, so wird

---

4 Die reflexive Struktur der Erfahrung steht auch im Mittelpunkt der Philosophie Hegels. Vgl. dazu Dina Emundts (2012).

5 Bongarts (2007) bemerkt zu Recht, dass viele Thesen und Annahmen der Praxistheoretiker so neu nicht sind. Aber eben darauf kommt es nicht an. Die Verkündung des „Practice turn“ bringt vor allem eine *Wahrnehmung* auf den Punkt. Sie sollte – wie alle großmündigen Behauptungen des Neuen, Anderen – als Ausdruck eines in der Akademie

argumentiert, Wissen, Sinn und Verstehen weder auf das einzelne Bewusstsein noch auf übersubjektiv gegebene Regeln und Strukturen zurückführen. Vielmehr werden sie in konkrete Momente des *praktischen* Handelns und Verhaltens integriert: Körperliche Disziplinierung, Fähigkeiten, implizites Wissen und Artefakte. Alle drei Autoren betonen, dass diese Neuorientierung keineswegs als eine völlige Auflösung subjektiven und intentionalen Handelns begriffen werden sollte. Es geht vielmehr um eine Zurückweisung solcher Positionen, die – wie der methodische Individualismus – dieses bewusste Handeln, Denken und Reflektieren durch ein ursprüngliches Subjekt erklären, das sich aller weiteren Vermittlung entzieht. An seiner Stelle tritt dann beispielsweise die Einsicht in die praktische Verfasstheit *auch* der Subjektivität und des subjektiven Bewusstseins.

Tatsächlich herrscht die größte Einigkeit im Feld der Praxistheorie wohl in eben dieser prinzipiell negativen Stoßrichtung des praxistheoretischen Ansatzes. „Es ist nicht leicht, über die Praxis anders als negativ zu sprechen“, zitiert Robert Schmidt (2012, 35) zustimmend Pierre Bourdieu. Der positive Pol, von dem sich diese negative Selbstbestimmung absetzt, ist eben der Intellektualismus. Als intellektualistisch gelten aus praxistheoretischer Perspektive zum einen jene bewusstseinsphilosophischen Ansätze, die in ihrer Analyse stets von einem isoliert reflektierenden, sich bewusst zu sich verhaltenden Individuum ausgehen. Intellektualistisch sind aber auch noch strukturaffine Ansätze wie der französische Strukturalismus. Denn sie entwerfen – so Bourdieus charakteristischer Vorwurf – eine intellektuelle Abstraktion von Regeln und Normen, die „wie autonome Realitäten“ (Bourdieu 1976, 159) behandelt werden.<sup>6</sup>

Diese doppelte kritische Stoßrichtung gegen Bewusstseinsphilosophie *und* Strukturalismus ist in Erinnerung zu halten, um den Intellektualismusvorwurf angemessen zu beschreiben. Der Vorwurf ist nicht einfach identisch mit einer Kritik der Bewusstseinsphilosophie; allgemeiner gefasst ist er eher eine Kritik dessen, was Kant „Hypostasierung“ genannt hat: „daß man in Ansehung dessen, wovon man nichts weiß, [...] seine Gedanken zu Sachen macht und sie hypostasiert, woraus eingebilddete Wissenschaft [...] entspringt“ (Kant KrV, A 395). Der Intellektualismus besteht darin, geistige *Produkte* – das, was wir als „Bedeutung“, „Gedanken“, „Absichten“ oder „Regeln“ bezeichnen – als *primäre* Erklärungsprinzipien zu setzen, sie „zu Sachen“ zu machen, wie Kant es nennt. So kritisiert Bourdieu an der klassischen Soziologie und Philosophie, dass sie die eigene theoretisch-reflektierende Tätigkeit zum Inbegriff jeder Praxis erklärt (Bourdieu 1976, 161).

---

verbreiteten Unbehagens gewertet werden, als Selbstbestätigung der eigenen Differenz, und nicht so sehr als eine akkurate ideengeschichtliche Selbstverortung.

6 Bourdieu greift hier eine Kritik von Wittgenstein auf. Vgl. dazu (Volbers 2009).

Aus der Kritik des Intellektualismus erklärt sich die Neufokussierung, für die die Praxistheorie steht: Das vormalig Primäre wird nun selbst zum sekundären Produkt erklärt. Das Geistige unterliegt Bedingungen, die der Intellektualismus ausblendet oder übersieht. „Die Praxistheorien rehabilitieren ihrem eigenen Selbstverständnis nach das in einer charakteristisch neuzeitlichen, ‚rationalistischen‘ Sichtweise Vernachlässigte [...] das implizite Wissen und die kulturelle Materialität der Körper und Artefakte“ (Reckwitz 2008, 194). Für dieses Bedingungsgefüge steht der Begriff der Praxis.

Unter das Banner des „Anti-Intellektualismus“ stellt sich auch Dewey.<sup>7</sup> In seinem Hauptwerk *Experience and Nature* (Dewey 1981) wirft auch er der traditionellen Philosophie vor, einem Intellektualismus zu erliegen. Zur Erläuterung dieser philosophischen Haltung greift Dewey auf die Unterscheidung von „primärer“ und „sekundärer“ Erfahrung zurück. Die Wortwahl spiegelt bereits die eigene Position: Als „primäre Erfahrungen“ gelten die „groben“ (*gross, macroscopic, crude*), gleichsam ungereinigten Gegenstände, Werte und Empfindungen des alltäglichen Lebens; als „sekundär“ dagegen die Produkte ihrer intelligent-reflektierten Bearbeitung (Dewey 1981, 15). Der Intellektualismus besteht entsprechend darin, diese sekundären Produkte an erster Stelle zu setzen, anstatt ihre Beziehungen zu der „primären“ Erfahrung zu untersuchen. „Now the standing temptation of philosophy [...] is to regard the results of reflection as having, in and of themselves, a reality superior to that of the material of any other mode of experience“ (Dewey 1981, 26).

Der prägnanteste Ausdruck der intellektualistischen Haltung ist für Dewey die Gleichsetzung der Erfahrung überhaupt mit dem, was gewusst werden kann: „By ‚intellectualism‘ as an indictment is meant the theory that all experiencing is a mode of knowing“ (Dewey 1981, 28). Hier zeigt sich eine kritische Figur, die große Nähe zu der praxistheoretischen Aufwertung des impliziten Wissens oder praktischen Sinns aufweist. Lange bevor wir etwas von Gegenständen (im weitesten Sinne) *wissen*, so Dewey, werden sie *gebraucht* und füllen auch in geistiger und emotionaler Hinsicht das tägliche Leben der Menschen aus. Die explizite Artikulation des Wissens hat somit keineswegs die zentrale Stellung, die die intellektualistische Tradition ihr zumisst. Menschen unterhalten intentionale und praktische Verhältnisse zu Gegenständen, lange bevor diese zu einem Gegenstand im *kognitiven* Sinne werden (Dewey 1981, 28).<sup>8</sup>

---

7 So etwa in „Some Implications of Anti-Intellectualism“, in (Dewey 1985: 86-91).

8 Die Parallele zu Heideggers Argumentation, dass das „vorhandene“ theoretische Wissen im Verhältnis zum „zuhandenen“ pragmatischen Wissen „abkünftig“, also abgeleiteter Natur, ist, fällt ins Auge.



Der Intellektualismus besteht also in der *Reduktion* der Wirklichkeit auf das, was die Theorie als Wissen artikuliert. Deweys Pragmatismus teilt hier ganz wesentliche Motive und Argumente des praxistheoretischen Kanons. Auch Dewey sieht den praktischen Gebrauch, die „grobe“, gleichsam unreflektierte Erfahrung als den eigentlichen Bezugspunkt der Philosophie, und auch er sieht die echte Philosophie in der Pflicht, diesen Bezugspunkt nicht auszublenden. Und wie Bourdieu oder Wittgenstein sieht Dewey, dass gerade die Philosophen dazu neigen, ihre eigene, stark kognitiv orientierte Lebenspraxis zur *Form* der Erkenntnis und des Denkens überhaupt zu hypostasieren.

---

### 3 Der schwierige Empirismus der Praxistheorie

Die kritische Haltung gegenüber einer intellektualistischen Reduktion der Wirklichkeit ist der gemeinsame Nenner, der Deweys Pragmatismus mit der Praxistheorie verbindet. Im Folgenden möchte ich nun zeigen, wie dieser Anti-Intellektualismus bei einigen Vertretern der Praxistheorie in einen problematischen Fundamentalismus umkippt. Dazu werde ich mich vor allem auf Andreas Reckwitz konzentrieren. Er ist nicht nur einer der prominentesten deutschen Repräsentanten der Praxistheorie, sondern vertritt auch wie kaum ein anderer die Annahme, dass die Praxistheorie die tragende Säule einer Analyse (und damit Selbstreflexion) der Kultur darstellt. Er arbeitet somit nicht nur, wie etwa Joseph Rouse (2006), die philosophischen und konzeptionellen Implikationen eines *practice turn* heraus. Er legt auch materiale Analysen vor, die am Leitbegriff der Praxis kulturelle Prozesse beschreiben (Reckwitz 2006b, 2014). Sein methodisches und inhaltliches Verständnis der Praxistheorie ist dem Anspruch nach dabei das Destillat einer umfassenden theoretischen Reflexion auf die „Transformationen der Kulturtheorie“ (2006a), die den von Schatzki eher nur programmatisch behaupteten Anspruch einer übergreifenden „Wende“ zur Praxis in den kulturtheoretischen Ansätzen des 20. Jahrhunderts im Detail zu belegen versucht.

Die hier verfolgte Leitthese ist, dass die Praxistheorie einem Missverständnis aufsitzt, wenn sie dem Begriff der Praxis eine im erkenntnistheoretischen Sinne „fundamentalistische“ Funktion zuschreibt. Die Diagnose des „Fundamentalismus“ muss an Reckwitz nun nicht erst von außen herangetragen werden. Reckwitz selbst spricht explizit von einem „Fundierungsanspruch“ (Reckwitz 2008, 190), den die Praxistheorie erhebt; und er lässt keinen Zweifel daran, dass die Praxistheorie – sofern sie auch diskursive Praktiken in sich fasst – diesen Anspruch seiner Meinung nach

zu Recht erhebt.<sup>9</sup> Untermauert wird diese Position mit zwei Argumenten. *Erstens* sei das implizite, körperlich verankerte Wissen die fundamentale Analysekategorie für soziale und kulturelle Phänomene. Sprachliche Symbole und Zeichen haben in dieser Perspektive eine „nur abgeleitete Bedeutung“ (so Reckwitz 2008, 205), weil diese ja doch immer wieder in der Praxis *gebraucht* werden müssen (vgl. Reckwitz 2003, 289). Diese impliziten Sinnzusammenhänge geben allen Praktiken die Form, so Reckwitz; „diskursive“ Praktiken heben sich demnach vor allem dadurch ab, dass sie diese impliziten Strukturen explizit zu thematisieren vermögen (Reckwitz 2008, 205). Das *zweite* Argument für den Fundierungsanspruch ist die „Materialität“ der Praktiken: „Soziale Praktiken lassen sich deshalb als ‚grundlegend‘ interpretieren, weil sie von vornherein material verankert sind: primär in den Körpern, [...] sekundär auch in den Artefakten“ (Reckwitz 2008, 191f.). Der Begriff der „Materialität“ steht hier deutlich für eine objektive, nur durch Beobachtung zugängliche „Materie“ der Erkenntnis. Diese Materie erschließt sich – ganz in der Tradition des Empirismus – „primär über das Auge“, womit auch solche Praktiken zugänglich werden, „die ohne Worte auskommen“ (Reckwitz 2008, 196).

Zusammen zeichnen diese beiden Argumente ein Bild von „Praxis“ als eine körperliche „Materie“, die in Form von Bewegungen, Gebrauchsweisen und Zeichengebrauch einen umfassenden, zumeist impliziten Sinnzusammenhang artikuliert. Es wird deutlich, dass diese Bestimmung aus dem Geiste des Anti-Intellektualismus kommt. Materie, Gebrauch und implizite Sinnstrukturen sind all jene „primären“ Kontexte des Verstehens, die eine intellektualistische Sicht ausblendet oder als nur nachrangig begreift. Sie stellen das dar, was aus intellektualistischer Perspektive immer nur als *Gegenstand*, nicht aber als *Konstituens* geistiger Operationen berücksichtigt wird.

Reckwitz fordert mit dem zitierten „Fundierungsanspruch“ jedoch nicht nur dazu auf, die materiell-praktischen Komponenten der Praxis mit zu berücksichtigen. Er begreift die Praxistheorie als eine Umkehr der traditionellen Hierarchie, als eine theoretische Strategie „der Umdeutung [...] eines *supplément*“ (Reckwitz 2008, 194). Wie ist unter diesen Bedingungen der Status der Theorie zu verstehen? Hier ist zu beobachten, dass Reckwitz selbst den Ausdruck „Theorie“ vermeidet oder in distanzierende Anführungszeichen setzt (Reckwitz 2003, 289). Das scheint auf dem ersten Blick der Einsicht Rechnung zu tragen, dass auch theoretische Praktiken

---

9 In dem Aufsatz, aus dem hier zitiert wird, geht es konkret um die potenzielle Unvereinbarkeit eines praxistheoretischen Ansatzes mit einem diskurstheoretischen Vorgehens. Nach einer anfänglichen Dramatisierung des Unterschieds beider Ansätze kommt Reckwitz schließlich zu dem Schluss, dass auch Diskurse primär als „diskursive Praktiken“ verstanden werden müssen, die „nicht als separiert von anderen Praktikenkomplexen“ (2008, 205) zu denken seien.

nur Praktiken sind, und daher keinen besonderen Status haben. Doch unter dem Titel der praxeologischen *Methode* wird dann doch eine Diskussion um den Status der Theorie unter praxistheoretischem Vorzeichen geführt.

Die methodische Leitfrage ist für Reckwitz rein empirisch: Wie werden die Grundelemente der praxeologischen Perspektive in der Praxis der Theorie erkannt? Auf der Ebene der Methode führt Reckwitz eine Distanz ein, die auf konzeptioneller Ebene nicht erwähnt wird. Das empirische Datum „Praxis“ wird (wohl in Anlehnung an Quine, vgl. Reckwitz 2006a, 617–649) als etwas konzipiert, das *prinzipiell* unterbestimmt und daher interpretationsbedürftig ist. Die implizite Sinnstruktur, so Reckwitz, lässt sich für externe Beobachter nicht unmittelbar an dem „Material“ der bewegten Körper ablesen. Es bedarf einer zusätzlichen Interpretationsleistung, die aus dem, was empirisch gegeben ist, das erschließt, was selbst nie unmittelbar sichtbar sein kann. Die praxeologische Forschung arbeitet daher mit der „Kombination einer Präsenz der Körper und Dinge, die der Beobachtung zugänglich sind, und einer Abwesenheit des impliziten Wissens, dessen indirekte Erschließung unvollständig bleiben *muß*“ (Reckwitz 2008, 196 meine Hervorhebung).

Diese Behauptung, die Praxistheorie sei methodisch darauf angewiesen, das „implizite Wissen“ immer nur zu erschließen, ist ein fataler Zug. Sie erzeugt (oder dokumentiert vielmehr) eine unüberbrückbare Kluft zwischen Theorie und Praxis. Es wird auf der einen Seite behauptet, die Grundelemente der praxistheoretischen Typisierung – also Körper, impliziter Sinn und Artefakte – der sozialen Wirklichkeit *regierten* unabweislich und fundamental das kulturelle Geschehen. Zugleich aber bleibt diese Souveränität immer hypothetisch. Da sie „empirisch“ unsichtbar sein soll, lässt sie sich *prinzipiell* nicht in der Forschung nachweisen. Die Praxis ist ein Souverän, der im Dunkeln bleiben muss; ein kafkaesker Regent, der immer verborgen bleibt.

Das Theorem der interpretativen Unterbestimmtheit, wie es hier gebraucht wird, lädt eine zunächst harmlose Beobachtung zu einem erkenntnistheoretischen Grundproblem auf. Aus der Erkenntnis, dass wir immer wieder gezwungen sind, unsere Wahrnehmungen des Verhaltens und der Handlungen anderer zu korrigieren, wird eine *prinzipielle* Unerreichbarkeit des empirischen Datums selbst. Bei *gleichem* Datensatz ist es demzufolge prinzipiell möglich, zwei *widersprüchliche* theoretische Erklärungen zu fertigen.<sup>10</sup> Wenn wir dieser Folgerung zustimmen, können wir aber

---

10 Otto Neurath bringt diese Konsequenz auf den Punkt: „Auf dem weit durchsichtigeren Gebiet der Physik haben Poincaré, Duhem und andere wohl zu Genüge gezeigt, daß mehr als ein in sich widerspruchsloses Hypothesensystem einen gegebenen Tatsachenkomplex befriedigen kann. Entscheidet sich ein Physiker für eines dieser Hypothesensysteme, ein anderer für ein anderes, so kann ein Streit zwischen ihnen auf Grund der bekannten

nicht *trotz* dieser methodischen These weiterhin an den Fundierungsanspruch der Praxis – die ja dann ein unerreichbares empirische Datum darstellt – festhalten.<sup>11</sup>

Nimmt man die methodische Trennung von „empirischer Präsenz“ und „theoretischer Absenz“ ernst, hat sie auch auf der begrifflichen Ebene destruktive Konsequenzen. Sie wirkt in die Praxis selbst hinein, die scheinbar nur beschrieben wird. Dies gilt gerade unter dem Vorzeichen eines depotenzierten Theoriebegriffs, wo Theorie nicht mehr als ein rigides, formalistisches Instrumentarium zur Produktion von Erklärungen und Vorhersagen verstanden wird. Praxistheoretiker, so Schatzkis Beschreibung, verstünden unter einer Theorie eher ein „general and abstract account“ (Schatzki et al. 2001, 13), also eine allgemeine Beschreibung und Darstellung von etwas. Auf einer so allgemeinen Ebene der Allgemeinheit fallen Theoriebildung und die reflektierte Ausbildung von Allgemeinverständnissen zusammen. Daher ist unter dieser Bedingung zu fragen: Wie erkennen dann *die Akteure* den „impliziten“ Sinnzusammenhang in ihren Reflexionen, was bindet *ihr* allgemeines Verständnis („general account“)? Die behauptete Differenz zwischen „empirischer Präsenz“ und „theoretischer Absenz“ lässt keine Antwort zu. Selbst wenn Einigkeit darin besteht, *was* getan wird: Dieser Konsens kann nach dem hier vorgestellten Verständnis nichts als ein Gewaltakt sein, eine willkürliche Selbstdeutung, die keinen Anspruch auf Wirklichkeit erheben *kann*. Die Reflexionen auf die Praxis verfehlen sich nach diesem Modell immer selbst, sie kommen immer zu spät.<sup>12</sup>

Die von Reckwitz vorgelegte Rekonstruktion der „Methode“ der Praxistheorie birgt noch weitere Schwierigkeiten: Reckwitz scheint davon auszugehen, dass die empirische Forschung immer in einer Beobachterposition ist (was den Versuchen nicht gerecht wird, gerade in ethnographischen Forschungssettings die Teilnehmerperspektive zumindest partiell zu übernehmen). Er suggeriert, dass Körper, Dinge und Bewegungen (die „Materie“ der Praxis) der Beobachtung zugänglich sind, ohne die begriffliche Durchdringung und „Theoriegeladenheit“ aller scheinbar

---

Tatbestände *nicht erledigt* werden.“ (Neurath 1921: 81). Neurath ist die Inspiration für Quine, der diese These v. a. in der analytischen Philosophie bekannt gemacht hat.

- 11 Dieses Argument ist eine Reprise des berühmten „Regress des Regelfolgens“, das Wittgenstein in seinen *Philosophischen Untersuchungen* bietet. Der Begriff der Regel kann nicht den gewünschten Maßstab des „richtigen“ Handelns zur Verfügung stellen, solange Regelfolgen ausschließlich als ein distanziertes „Deuten“ oder „Ergreifen“ einer angeblich normativen Regelinstanz verstanden wird.
- 12 Offensiv vertreten dekonstruktivistische Autoren diese These (Kern & Menke 2002). Aber will die Praxistheorie, bei aller Sympathie mit dem Poststrukturalismus, wirklich *nichts als* Dekonstruktion sein? Reckwitz zumindest gliedert poststrukturalistische Erkenntnisse nur als *ein* Moment in seine Kulturtheorie ein, im Wesentlichen als Erinnerung daran, dass scheinbar feste binäre Oppositionen immer durch das scheinbar schwächere Glied, das *supplément*, gefährdet sind.

neutralen empirischen Beobachtung zu thematisieren. Vor allem aber verzichtet er auf eine repräsentationskritische Durchleuchtung der Annahme, die theoretische Erschließung müsse den zwar nicht erkennbaren, aber doch *vorliegenden* impliziten Sinn erfassen. Eben das aber ist, wie Reckwitz meint, das erklärte Ziel der praxistheoretischen Methode, wie er sie versteht: „Der Lackmuestest für die auf diese Weise vermuteten impliziten Wissensschemata besteht darin, daß sie zu dem materialen, beobachteten Anteil der Praktiken ‚passen‘ müssen“ (Reckwitz 2008, 198). Wie jedoch ein solches „Passen“ angesichts der interpretativen Unterbestimmtheit aller praktischen „Materie“ aussehen kann, wird nicht erläutert.

Es sollte deutlich geworden sein, dass Reckwitz hier ein übermäßig vereinfachtes Bild der praxistheoretischen „Methode“ zeichnet, das letztlich von dem traditionellen Erkenntnisideal ausgeht, ein empirisch Gegebenes möglichst transparent auf den Begriff zu bringen. An dieser Stelle ist daher vor allem interessant, dass Reckwitz die Methode der Praxistheorie auf ein, wie er es nennt, „Zugänglichkeitsproblem“ (Reckwitz 2008, 197) reduziert, und die interpretative Unterbestimmtheit entsprechend als ein *Hindernis* der Erkenntnis einschätzt. Es kann davon ausgegangen werden, dass Reckwitz sowohl mit den wissenschaftstheoretischen Komplikationen post-positivistischer Theoriebildung vertraut ist, als auch mit den Methodendiskussionen im Umfeld qualitativer Sozialforschung (Dokumentiert sind diese Kenntnisse in Reckwitz 2006a). Seine Beschreibung wider besseren Wissens muss daher als ein Symptom dafür gewertet werden, dass die fundamentale Rolle der Praxis um jeden Preis bewahrt bleiben muss. Sie belegt ein Selbstverständnis, das die Theorie auf die Rolle reduziert, einen „Zugang“ zu diesem Fundament zu finden.

Stefan Hirschauer (Hirschauer 2008), der die hier angesprochenen Probleme offensiv thematisiert, spricht in diesem Zusammenhang von einem „wissenschaftstheoretischen Klischee“, das er als ein positivistisches Erbe ansieht. Das Klischee besteht in einer dualistischen Arbeitsteilung von Theorie und Empirie: Indem die Empirie Tatsachen liefert, kontrolliert sie die Theorie, hält sie im Bann des Wirklichen. „Theorien [...] sind freie Erfindungen des menschlichen Geistes; empirische Tatsachen selegieren diese Erfindungen im Sinne wissenschaftlich haltbarer Aussagen; Methoden kontrollieren die Gewinnung dieser Tatsachen“ (Hirschauer 2008, 166). Das Problem der Praxistheorie, wie Reckwitz sie konzipiert, ist somit die vollständige Identifikation der Praxis mit einer empirischen Tatsache.

Freilich haben die hier zitierten Autoren auf die erhobenen Vorwürfe einen weiteren, bisher nicht diskutierten Einwand parat. Die praxistheoretische Begriffsbildung ist, so ein häufig anzutreffendes Motiv, grundsätzlich „selbstreflexiv“, und zwar in dem Sinne, dass sie immer wieder ihre eigene Theoriebildung *als Praxis* mitreflektiert. Reckwitz erwähnt in seinen hier zugrunde gelegten methodischen Überlegungen diesen Kerngedanken einer *reflexiven* Theoriebildung, der ein zent-

rales Theorem Bourdieus darstellt, nicht. Hillebrandt stellt sie jedoch an den Anfang eines Handbuchartikels: Er begreift Praxistheorie als eine „Theorie der Praxis“ (Hillebrandt 2009, 390), die sich der „unauflösbaren Differenz zwischen Theorie und Praxis“ (Hillebrandt 2009, 377) bewusst bleibt. Und zwar dies dadurch, dass sie ihre theoretische Begriffe immer wieder dem empirischen Test unterstellt – so dass sie „übergeordnete Theorieentwürfe zunächst zugunsten einer empirischen Untersuchung der Praxis“ (Hillebrandt 2009, 371) zurückstellt.

So, wie Reflexivität hier rekonstruiert wird, ändert sie nichts an dem allgemeinen fundamentalistischen Befund. Wieder geht es um ein Primat der Empirie, das nur zwei Modi der Theorie kennt: Zerrbild oder Abbild. Als Vorbild dieser praxistheoretischen Selbstreflexion werden die *Science and Technology Studies* genannt, die sich der Praxis der Erzeugung wissenschaftlicher Fakten, wie Hillebrandt es nennt, zuwenden, ohne dabei „theoretische Erklärungsmodelle aus einer Außenperspektive“ (Hillebrandt 2009, 371) heranzuziehen. Die STS „entwickeln mit dieser Idee einen neuen soziologischen Forschungsstil, der die Logik der Praxis wichtiger nimmt als die vermeintlich schlüssige Logik soziologischer Theorievorgaben“ (Hillebrandt 2009, 371). Aus solchen Zitaten spricht eine für eine Theorie doch recht verblüffende Abwertung der Theorie. Es wird so getan, als nähmen theoretische Erklärungen zwangsläufig eine Außenperspektive ein, und als wäre der *Gewinn* an Schlüssigkeit, den eine theoretische Rekonstruktion bietet, von vornherein nur ein Erkenntnishindernis.

Hillebrandt wählt Bourdieu als Zentrum seiner Rekonstruktion der Praxistheorie; doch inhaltlich hat er sich mit solchen Bemerkungen weit von dem Soziologen und dessen Reflexionen auf das Verhältnis von Theorie und Praxis entfernt. Bourdieus eigene Position zum Thema „Reflexivität“ kann hier nicht umfassend gewürdigt werden; aber es sollte wenigstens daran erinnert werden, dass er ein differenzierteres Verständnis zum Verhältnis von Theorie und Praxis hat. Bourdieu hält bei aller Kritik am Strukturalismus daran fest, dass es auch die Aufgabe (und das Privileg!) der Wissenschaft ist, schlüssig in der Theorie zu rekonstruieren, was in der Praxis stattfindet. Denn bei aller Kritik am Strukturalismus liege „die Wahrheit der Erfahrungen gleichwohl doch in den Strukturen [...] die diese determinieren“ (Bourdieu 1976, 149). Das strukturalistische Vokabular mag problematisch sein. Aber Bourdieu zeigt immerhin ein Bewusstsein davon, dass die Theorie auch als *Erschließungsgrund* der Wirklichkeit dienen kann, als eine positive Kraft. Die Differenz zwischen Theorie und Praxis steht in diesem Verständnis nicht für eine Abwertung der Theorie zugunsten der Praxis. Sie bezeichnet vielmehr das Problem, dass die Praxis der Theorie durch die konkrete Form, die sie akademisch annimmt, unter potenziell erkenntnisverzerrenden Bedingungen agiert, die sie nicht in den Blick kommt, wenn sie sich intellektualistisch als zeit- und ortlose Reflexion begreift.

Dieses Privileg muss kritisch reflektiert werden – doch das heißt gerade nicht, die Theorie als Ganzes unter Generalverdacht zu stellen. Bourdieu fordert Reflexivität nicht im Namen größerer empirischer Treue, sondern im Namen der *Redlichkeit* bezüglich der eigenen Wahl der Themen, Mittel und Begriffe. Die Reflexivität ist für ihn keine Flucht in die Empirie, sondern ein Mittel der Selbstaufklärung, das seine theoretische Natur nie leugnet: „das einzige, *selber scholastische* Mittel, scholastische Neigungen zu bekämpfen“ (Bourdieu 2004, 68).

---

#### **4 Deweys pragmatistische Rekonstruktion von Theorie und Praxis**

Wenden wir uns nach dieser Kritik eines einseitig fundamentalistischen Verständnisses von Theorie und Praxis nun dem Pragmatismus von John Dewey zu. Auch Dewey wertet, wie gezeigt wurde, die Praxis im Namen einer Kritik des Intellektualismus auf. Doch im Gegensatz zu den beschriebenen praxistheoretischen Tendenzen, an der Differenz zwischen Theorie und Praxis festzuhalten, arbeitet Dewey an der Aufhebung dieses hochproblematischen Gegensatzes. Seine Konsequenz aus der Kritik des Intellektualismus ist, ihn neu zu positionieren. Nicht der Intellekt ist das Problem, sondern seine Verortung: Der Intellektualismus begeht in Deweys Augen den Fehler, die logisch-geistigen Produkte der Praxis in völliger Absehung von ihren Kontexten zu betrachten. Das Übel des Intellektualismus („vice“) ist in Deweys Augen eine „false abstraction of knowledge (and the logical) from its working context“ (Dewey 1985, 88). In Deweys Behandlung des Intellektualismus spiegelt sich sein allgemeines Vorgehen, als defizitär empfundene Positionen und Theorien nicht einfach zu verwerfen, sondern sie rekonstruktiv in die eigene Position einzubetten.

Deweys Konzeption des Verhältnisses von Theorie und Praxis kann dabei auf die pragmatistische Grundidee zurückgreifen, Operationen des Geistes prinzipiell als Mittel zu verstehen, mit denen die eigene Handlungsfähigkeit aufrecht erhalten, verbessert oder – in dramatischen Fällen – überhaupt erst wieder hergestellt wird. Denken und Handeln verweisen aufeinander konstitutiv. Eben darin sieht der Pragmatismus seine eigentliche Entdeckung: Es macht einen Unterschied, *wie* und *was* wir denken. Das Allgemeine erzeugt konkrete Unterschiede. Deshalb wird die Frage danach, welchen praktischen Unterschied ein vorgeschlagener Begriff macht, im Pragmatismus zu einem universellen Kriterium zur Beurteilung seines Gehaltes – zu der sogenannten „pragmatischen Maxime“. Diese Maxime fragt danach, welchen Unterschied es *für unsere Handlungen* macht, wenn wir diesem

Verständnis statt jenem folgen – welche *praktischen* Konsequenzen also die Übernahme einer konkreten *geistigen* Auffassung hat.<sup>13</sup>

Dewey's Einbettung des „Theoretischen“ in den *working context* der Praxis lässt sich nun auf zwei Weisen spezifizieren. Wissenschaftstheoretisch plädiert Dewey für ein Verständnis von Theorie, das sich am stark idealisierten Vorbild der experimentellen Naturwissenschaften orientiert. Demnach ist das Signum der erfolgreichen Naturforschung, dass diese sich gerade nicht auf die „reine Vernunft“ verlässt, sondern immer wieder ihre Ideen, Begriffe und Prinzipien in der experimentellen Praxis erprobt. Entsprechend konzipiert Dewey die abstrakte Logik der Forschung als ein Vorgehen, in dem es darum geht, unter Berücksichtigung der konkreten Kontexte und der situativen Problemstellung sukzessive (und zyklisch) jene Klarstellung voranzutreiben, die die pragmatische Maxime verlangt.

Schematisch ist dabei von einem reziproken Prozess auszugehen, in dem anfänglich vage und unspezifische Vermutungen im Wechselspiel mit der Situation fortlaufend konkretisiert werden. Die Problembestimmung wird schrittweise präzisiert und damit zugleich überhaupt erst zu einem klar bestimmbareren Gegenstand („subject-matter“) der Untersuchung. Am Anfang der Untersuchung steht nur ein vages Gefühl, das etwas nicht stimmt: „a problem must be felt before it can be stated“ (Dewey 2008, 80). Dann schreitet die Untersuchung voran zur Formulierung von Ahnungen und Vermutungen („suggestions“), die konkretisiert werden zu handlungsleitenden Vorschlägen und Antizipationen („ideas“), mit deren Hilfe kontrollierte Eingriffe in die Situation stattfinden können. Das Abschlusskriterium der Untersuchung ist ihr Vermögen, die sie bestimmende Problematik zu klären.

Solange Dewey's Logik nur auf dieser theorieorientierten Ebene beschrieben wird, wirkt sie wie ein klassischer Empirismus, der die Besonderheit aufweist, sich an einem starken Begriff der Praxis zu orientieren. So gesehen, scheinen sich alle Diagnosen zu bestätigen, die über den Pragmatismus immer noch kursieren: Geht hier nicht um ein reines Nützlichkeitsdenken – also darum, einfach das Problem vom Tisch zu bekommen, anstatt sich um ein tieferes Verständnis zu mühen? Was sonst soll hier die „Klärung“ der Situation sein?

Diese empiristische Ausdeutung basiert jedoch auf einem Missverständnis, und sie ist Ausdruck des Problems, das hier diskutiert wird. Sie überträgt die traditionelle Unterscheidung von Theorie und Empirie – das „wissenschaftstheoretische Klischee“ des Positivismus, wie Hirschauer (2008) es nennt – ungebrochen auf Dewey's Beschreibung des Forschungsprozesses. Sie unterstellt, die Theorie sei eine

---

13 Dewey's spezifischer Beitrag zu dem Verständnis der pragmatischen Maxime könnte so zusammengefasst werden, dass eine Klärung der Konsequenzen nicht nur die Handlungsmöglichkeiten, sondern auch die Möglichkeiten der Erfahrung tangiert.



prinzipiell unabhängige Instanz im Forschungsprozess, der es dann nur darum gehen kann, die vorliegenden Probleme zu beseitigen.

Wenn wir den Pragmatismus vor allem als eine Philosophie der Erfahrung begreifen, legt sich ein anderes Verständnis nahe. Die empiristische Lesart unterschlägt die reziproke Dimension des Forschungsprozesses, nach der das Ziel der Forschung – die Klärung der Situation – nur durch das Zusammenspiel *beider* Seiten erreicht werden kann – durch die Theorie *und* die Erfahrung. Die Klärung der Situation ist immer selbst eine Praxis, das heißt, sie greift in die Situation ein, verändert sie. Roberto Frega (2012) spricht von der „Transformation“ der Situation als notwendigen Abschluss alles Urteilens bei Dewey. Und eine Transformation liegt auch dann vor, wenn die Veränderung nur darin besteht, durch eine Rekombination von Sprachzeichen die entscheidenden Einsichten oder Gewissheiten zu gewinnen.

Die Betonung der reflexiven Veränderung der Situation verhindert eine einseitige Intellektualisierung des Denkens. Es gibt keine „rein theoretische“ Erkenntnis, wie es auch keine „rein empirische“ Erfahrung gibt. Selbst die formalsten Symbolsysteme – deren Bedeutung Dewey immer wieder hervorhebt – sind nur dann Erkenntnisinstrumente, insofern sie in irgendeiner Form in die Erfahrung zurückwirken können und sie verändern. Deweys Philosophie ist keine Wissenschaftstheorie, sondern der Versuch, Erfahrung so zu denken, dass sie der Theorie, und damit der geistigen Erfassung der Welt, nicht völlig fremd gegenübersteht. Schematisch gesprochen, hebt Deweys Auffassung die irreduzible *Bezogenheit* von Theorie und Empirie hervor, anstatt rationalistisch oder empiristisch eine Seite zu privilegieren.

Deweys Konzeption ist eine Kritik der empiristischen Vorstellung, Erfahrungen lägen in irgendeiner Form des „Gegeben“ vor – als Sinnesdatum, als neutrales Beobachtungsdatum, als singulärer Fakt. Für Dewey gibt es kein unmittelbar empirisches „Gegebenes“, das sich als unvermittelter Gegenstand theoretischer oder praktischer Bearbeitung zur Verfügung stellt. Jedes singuläre „Dies“, auf das gezeigt werden kann, jedes Datum, ist in sich ohne Aussagekraft und ohne Bedeutung. „Gegeben“ ist für Dewey vielmehr immer nur das Ganze der Situation, *in der* gezeigt wird.<sup>14</sup> Die Situation führt dabei aber nicht nur, wie es auch in der Praxistheorie angenommen wird, einen Hintergrund von Vorverständnissen, Symbolen und praktisch erworbenen Auffassungsweisen in den ostensiven Verweis mit ein. Die Situation setzt zugleich einen aktuellen Kontext der Relevanz, ohne den selbst ein semantisch informierter Verweis ohne Aussagekraft wäre. „There must be some one *question* to which both the subject, this‘ and the predicate [...] are relevant“ (Dewey 2008, 129).

---

14 Logic, 127f.; vgl. auch meine Ausführungen in (Volbers 2011).

Hier zeigt sich in aller Deutlichkeit, dass Dewey den Dualismus von Theorie und Praxis durch ihr *praktisches Verhältnis* ersetzt. Sinn und Gehalt eines empirischen Datums (ausdrückbar etwa in Form eines propositionalen Urteils) sind für ihn nur *in Hinsicht* auf eine Fragestellung gegeben: „Otherwise propositions made are pointless“ (Dewey 2008, 129). Es muss, anders formuliert, ein Interesse daran geben, auf etwas zu zeigen. All jene Elemente des Forschungsprozess, die im klassischen Empirismus auf die Seite des Mentalen geschlagen werden – Ideen, Vorstellungen, Repräsentationen, Symbole – drücken nach Dewey daher ein *Verhältnis* zu der Wirklichkeit aus. Sie sind Antizipationen, Entwürfe und Vorstellungen, die das Handeln und Wahrnehmen orientieren. Sie verkörpern Handlungs- und Wahrnehmungsweisen: „meanings in their logical quality are standpoints, attitudes, and methods of behaving towards facts“ (Dewey 1980, 367). Entsprechend hält Dewey fest, dass Wörter wie „Denken“, „Vernunft“ oder „Intelligenz“ gleichsam nur auf der Sprachoberfläche Substantive seien (und dort etwas Substanzielles suggerieren). In Wirklichkeit seien sie adverbial zu verstehen, als Spezifikation eines Verhaltens, das Konsequenzen vorhersieht („foresees“) und sich an diesen Antizipationen orientiert – „as a plan and method of administering affairs“ (Dewey 1981, 126).

Theorien und abstrakte Entwürfe sind somit situierte *Antworten* auf die Fragen, die sich im Lebensvollzug („conduct of life“) stellen, wobei die Antwort auch darin bestehen kann, die Frage überhaupt erst zu bestimmen. Die reflexive Untersuchung der Situation ist für Dewey kein Selbstzweck, sondern ein objektives Erfordernis angesichts der essentiellen Kontingenz, Pluralität und Mangelhaftigkeit, die die menschliche Praxis auszeichnet (vgl. auch Hetzel 2008). „Die“ Praxis ist kein monolithischer Block, der alle Teilnehmer und Handlungen (und die in den Handlungen implizierte Welt) gleichschaltet. So erzeugt sie immer wieder Konflikte, Probleme, Irritationen, zu denen sich die Teilnehmer verhalten *müssen*. „As long as our practices present us with such problems and admit of improvement, theory will not only be possible but necessary“ (Shusterman 1991, 61).

Es sollte sich nach diesen Ausführungen von selbst verstehen, dass die „Orientierungsleistung“ durch die Theorie, von der hier die Rede ist, kein absolutes Erfolgskriterium kennt. Was oder wie das Kriterium sein sollte, an das wir beurteilen, ob eine Theorie (eine Vorstellung, ein Begriff) uns auch *gut* orientiert hat, ist selbst eine empirische Frage. Dies Haltung spiegelt sich auch in Deweys reflexivem Selbstverständnis. Dewey begreift seine Ausführungen nicht einfach als philosophische Reflexionen der Praxis, sondern als einen Eingriff. Als Anlass dieses Eingriffes, als Problem, das den Relevanzkontext aufspannt, wird von Dewey immer wieder der problematische Dualismus von Theorie und Praxis genannt.

Der Pragmatismus kehrt gewissermaßen das *Bezugsproblem* zur Diskussion von Theorie und Praxis um: Ausgangspunkt ist nicht die Frage, auf welchen

verschlungenen Wegen Theorie und Praxis, Vernunft und Erfahrung, endlich miteinander in Berührung kommen. Vielmehr wird zu erklären versucht, wie der Eindruck entstehen konnte, dass die eine Seite mit der anderen nicht in Berührung steht. In Deweys Schriften finden sich dazu immer wieder dieselben historischen Diagnosen: Das griechischen Denken entwickelte eine folgenreiche Arbeitsteilung, die einzig der Philosophie und der philosophisch verstandenen Theorie die Rolle der Wahrheitserkenntnis zuwies. Damit ging, so das Narrativ, eine Entwertung der praktischen Künste und der profanen Eingriffe in die Welt einher. Schließlich bildete sich die Naturforschung mit ihrem experimentellen Ansatz heraus, der jedoch von der Philosophie aufgrund ihrer kontemplativen Tradition immer wieder falsch verstanden worden ist (Dewey 1981, Kap. 2; 1988, 2008, Kap. 4). Entscheidend an diesem Narrativ ist die mit ihm eingenommene Perspektive: Es muss erklärt werden, wieso Theorie und Praxis in der Praxis der Theorie getrennt bleiben, obgleich diese Trennung in der effizientesten Erkenntnispraxis, über die wir verfügen – nämlich in der Praxis des Experiments – in der Schärfe gar nicht auftritt.

---

## 5 Schluss

In diesem Text wurde Deweys pragmatistisches Verständnis von Theorie und Praxis mit der Auffassung kontrastiert, die bei einigen Vertretern der Praxistheorie sichtbar ist. Im Rückblick lässt sich nun besser sehen, wo genau der Unterschied beider Ansätze liegt. Es ist der Begriff der Erfahrung, der auf eine ganz entscheidende Differenzierung stößt: Der Begriff der Erfahrung steht einmal für den alltäglichen Kontakt mit der Wirklichkeit, den wir durch widerständige Erlebnisse, aber auch einfach durch Wahrnehmungen, unterhalten. Wir machen Erfahrungen, und wir haben Erfahrungen. Zugleich umschreibt „Erfahrung“ aber auch eine epistemologische *Forderung* der Neuzeit. Erkenntnisse und Einsichten sollten nicht einfach aus dem Blauen heraus gewonnen werden, sondern sich in der konkreten Erfahrung bewähren. Dieser normative Erfahrungsbegriff lässt sich mit der Feststellung begründen, dass die immer noch beeindruckenden Erfolge der neuzeitlichen Erforschung der Natur nicht allein auf die ja schon lange vorher bestehende Leistungsfähigkeit des menschlichen Verstandes zurückgeführt werden können. Was die Naturwissenschaften so effektiv macht, ist nach dieser zweiten Auffassung ihr Erfahrungsbezug, und daher *sollten* wir unser Wissen immer nur durch Erfahrung gewinnen.

Deweys These ist im Grunde, dass diese beiden Verständnisse auf dasselbe Phänomen hinweisen. Die normative Forderung, die vor allem der Empirismus

philosophisch ausgebaut hat, ist demnach *Ausdruck* der alltäglichen Erfahrung im ersten Sinne. Im „Vollzug des Lebens“ („conduct of life“) werden wir mit Problemen, Schwierigkeiten und Irritationen konfrontiert, die gleichsam von außen kommen und zur Reflexion drängen; und das methodisch reflektierte Experiment zeigt nur, wie diese Konfrontation am effektivsten und mit nachhaltiger Wirkung gemeistert werden kann. Matthias Jung (2014) hat für diesen Zusammenhang, den der Pragmatismus behauptet, einen guten Ausdruck gefunden: Für den Pragmatismus hat die *gewöhnliche* Erfahrung bereits die Grundstruktur, die in der *methodischen* Erfahrung des Experiments artikuliert wird.

Der bessere Begriff für das, was der Empirismus *meint*, wenn er im normativen Sinne von Erfahrung spricht, ist schlicht „Wirklichkeit“. Diese Überlegung bestätigt sich an den hier vorgestellten praxistheoretischen Methodenreflexionen. Die Praxis wird als ein empirischer Gegenstand gesehen, der unser Denken und Verstehen regiert, wie sie auch als das zählt, was bei nüchterner empirischer Betrachtung allein wirklich gegeben ist. Dieses Pathos des Wirklichkeitsbezugs, des unvoreingenommenen *Kontakts* mit der sozialen Praxis, ist ernst zu nehmen. Es stellt einen wichtigen und bewahrenswerten Impuls des *practice turn* dar. Das Problem der praxistheoretischen Konzeption ist, dass sie diesen Wirklichkeitsbezug nicht als das durchschaut, was er doch ist: eine normative *Forderung*, ein Anspruch, der selbst nur reflexiv eingeholt werden kann.

Diese Reflexion kann nur die Form einer Selbstverortung der Theorie und des theoretischen Denkens in der Praxis annehmen. Diese Selbstverortung muss nicht die Form von Deweys philosophischen Überlegungen annehmen. Aber sie sollte zumindest die Komplexität fortführen, die wir bereits bei Bourdieu finden. Die *eigenen* Präferenzen und Bindungen sollen ebenso offen gelegt und der Kritik ausgesetzt werden können, wie es von den als dogmatisch empfundenen intellektualistischen Positionen gefordert wird. Diese Selbstoffenlegung kann jedoch nicht in dem Modus einer rein empirischen Analyse verbleiben. Nicht zuletzt würde dies dazu führen, dass die eigene theoretische Neugier nur noch positivistisch als ein Datum *hingenommen* werden kann. Es gibt dann Praktiken, die theoretisch sind, und Praktiken, die keine Theorie betreiben. Die eigentlich interessante Frage für das Verhältnis von Theorie und Praxis aber ist, warum es überhaupt Theorie gibt – ob diese nun intellektualistisch, pragmatistisch, praxistheoretisch oder wie auch immer verfasst ist.

## Literatur

- Bernstein, R. J. (2010): *The pragmatic turn*. Cambridge [u. a.]: Polity.
- Bogusz, T. (2013): Was heißt Pragmatismus? Boltanski meets Dewey. In: *Berliner Journal für Soziologie* 23 (2013) 3-4, 311-328.
- Bongaerts, G. (2007): Soziale Praxis und Verhalten-Überlegungen zum Practice Turn in Social Theory. In: *Zeitschrift für Soziologie* 36 (2007) 4, 246-260.
- Bourdieu, P. (1976): *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (2004): *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Dewey, J. (1980): *The middle works, 1899-1924*. Bd. 10. Carbondale [u. a.]: Southern Illinois Univ. Press.
- Dewey, J. (1981): *Experience and Nature*. Carbondale [u. a.]: Southern Illinois Univ. Press.
- Dewey, J. (1985): *The later works, 1925-1953*. Bd. 6. Carbondale [u. a.]: Southern Illinois Univ. Press.
- Dewey, J. (1988): *The Quest for Certainty*. Carbondale [u. a.]: Southern Illinois Univ. Press.
- Dewey, J. (2008): *Logic: The Theory of Inquiry*. Carbondale [u. a.]: Southern Illinois Univ. Press.
- Emundts, D. (2012): *Erfahren und Erkennen. Hegels Theorie der Wirklichkeit*. Frankfurt a. M.: Klostermann.
- Frega, R. (2012): *Practice, judgment, and the challenge of moral and political disagreement. A pragmatist account*. Lanham, Md. Lexington Books.
- Grundmann, T. (2008): *Analytische Einführung in die Erkenntnistheorie*. Berlin [u. a.]: de Gruyter.
- Halawa, M. (2013): Ästhetische Erfahrung als Schule der Semiotik. In: *Kodikas / Code* 36 (2013) 1-2, 71-92.
- Hetzl, A. (2008): Zum Vorrang der Praxis. In: A. Hetzel (Hg.): *Pragmatismus – Philosophie der Zukunft?* Weilerswist: Velbrück, 17-59.
- Hildebrand, D.L. (2003): *Beyond Realism and Antirealism. John Dewey and the Neopragmatists*. Nashville: Vanderbilt Univ. Press.
- Hillebrandt, F. (2009): Praxistheorie. In: G. Kneer & M. Schroer (Hg.): *Handbuch Soziologische Theorien*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hirschauer, S. (2008): Die Empiriegeladenheit von Theorien und der Erfindungsreichtum der Praxis. In: H. Kalthoff, S. Hirschauer & G. Lindemann (Hg.): *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 369-394.
- Joas, H. (1992): *Die Kreativität des Handelns*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Jung, M. (2014): *Gewöhnliche Erfahrung*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Kant, I. (KrV): *Kritik der reinen Vernunft*, hg. v. J. Timmermann. Hamburg: Meiner 1998.
- Kern, A. & Menke, Ch. (Hg.) (2002): *Philosophie der Dekonstruktion. Zum Verhältnis von Normativität und Praxis*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Neurath, O. (1921): *Anti-Spengler*. München: Callwey.
- Reckwitz, A. (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. In: *Zeitschrift für Soziologie* 32 (2003) 4, 282-301.
- Reckwitz, A. (2006a): *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms. Mit einem Nachwort zur Studienausgabe 2006: Aktuelle Tendenzen der Kulturtheorien*. Weilerswist: Velbrück.

- Reckwitz, A. (2006b): Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne. Weilerswist: Velbrück.
- Reckwitz, A. (2008): Praktiken und Diskurse. Eine sozialtheoretische und methodologische Relation. In: H. Kalthoff, S. Hirschauer & G. Lindemann (Hg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 188-209.
- Reckwitz, A. (2009): Praktiken der Reflexivität: Eine kulturtheoretische Perspektive auf hochmodernes Handeln. In: F. Böhle & M. Wehrich (Hg.): Handeln unter Unsicherheit. Wiesbaden: Springer, 169-182.
- Reckwitz, A. (2014): Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung. Berlin: Suhrkamp.
- Rouse, J. (2006): Practice theory. In: S. Turner & M. Risjord (Hg.): Handbook of the Philosophy of Science. Volume 15: Philosophy of Anthropology and Sociology. 639-681.
- Schäfer, H. (2012): Kreativität und Gewohnheit. Ein Vergleich zwischen Praxistheorie und Pragmatismus. In: U. Göttlich & R. Kurt (Hg.): Kreativität und Improvisation. Wiesbaden: Springer, 17-43.
- Schatzki, T., Knorr-Cetina, K. & von Savigny, E. (Hg.) (2001): The practice turn in contemporary theory. New York: Routledge.
- Schmidt, R. (2012): Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen. Berlin: Suhrkamp.
- Schmitz, H. (2010): Kurze Einführung in die Neue Phänomenologie (2. Aufl.). Freiburg/München: Alber.
- Shusterman, R. (1991): Beneath interpretation. In: D.R. Hiley (Hg.): The interpretive turn: philosophy, science, culture. Ithaca, NY [u. a.]: Cornell Univ. Press, 102-128.
- Volbers, J. (2009): Wittgenstein und die Sprachphilosophie. In: B. Rehbein & G. Fröhlich (Hg.): Bourdieu-Handbuch: Leben, Werk, Wirkung. Stuttgart u. a.: Metzler, 60-64.
- Volbers, J. (2011): Diesseits von Sagen und Zeigen. Eine praxistheoretische Kritik des Unsagbaren. In: R. Schmidt, W.-M. Stock & J. Volbers (Hg.): ZEIGEN: Dimensionen einer Grundtätigkeit. Weilerswist: Velbrück, 197-220.